

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 37 (1933-1934)
Heft: 7

Artikel: Auf Weihnachten aus dem Grabe wiedergeschenkt
Autor: J.R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666534>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auf Weihnachten aus dem Grabe wiedergeschenkt.

Eine wahre Begebenheit.

Das reizende Ormonttal, das oberhalb des Genfer Sees gegen die Rhone ausmündet, und das bis hoch hinauf von zahllosen, malerisch hingestreuten Holzhäuschen und Sennhütten besät ist, wird völlig beherrscht von den Diablerets oder „Teufelsstöcken“, einem mächtigen Gletscherblock, dessen blendend weiße Firnen sich auf prächtigste von dem dunklen Tannengrün der niederen Berge abheben. Drei nackte Felsspitzen, über dreitausend Meter hoch, starren aus dem ewigen Schnee gen Himmel. Jede dieser Spitzen bildet den Abschluß ungeheurer Bergmassen, und an der äußersten befindet sich die „Hölle“, mit den wildesten Abstürzen und schauerlichsten Klüften.

Wer würde denken, daß ehemals vier Berge ragten, wo man heute nur drei Spitzen zählt? Und doch sind erst zwei Jahrhunderte verflossen, seit ein gewaltiger Teil dieses Gebirgsstockes gewichen, ein ganzer Berg daraus hingefallen ist. Ja, dieser Bergsturz des Jahres 1714 ist nicht einmal der erste und einzige; wahrscheinlich standen früher fünf, sechs, sieben Spitzen, von denen heute nur noch die drei übrig geblieben. Eine nach der andern ist umgefallen, niedergebrosen, und man muß fürchten, daß auch den drei letzten der Reihe nach zu ihrer Zeit ähnliches begegnet. Auf den Sturz von 1714 ist bereits 1749 ein furchtbarer zweiter Rutsch gefolgt, der wiederum großes Unglück angerichtet hat.

Doch ich will von dem schrecklichen Bergfall vor zweihundert Jahren erzählen, von dem noch heute das Riesentrümmerfeld am Fuß der Diablerets Zeugnis ablegt.

Es war im September 1714. Lang anhaltender Regen hatte die Berge bis in die Tiefen erweicht. Seit Tagen konnte man häufiges Donnerrollen vernehmen, das nicht aus den Lüften, sondern aus den Felsen kam. Die meisten Hirten folgten der Warnung und flüchteten mit ihren Herden. Die Zurückbleibenden mußten es mit ihrem Leben büßen.

In der Nacht von Sonntag auf Montag, den 24. September, steigerte sich der Lärm in den Flüssen zu einem fast ununterbrochenen Böllern, wie von Kanonenschüssen, die von den Berggründen widerhallten. Am folgenden Mittag, plötzlich, entsetzlich, löst sich die eine der vier Schwesterspitzen, größer als ein gewöhnlicher

Berg, wankt, rutscht, bricht, stürzt; dann umhüllt bald das ganze Gebirge eine ungeheure Staubwolke, unheimlich durchleuchtet von Funken und Flammen, infolge der Reibung des Gesteins.

Die Erde bebt weithin von dem furchtbaren Fall; gewaltige Steinblöcke werden meilenweit geschleudert; der bloße Luftdruck entwurzelt ferne Bäume; mehrere Bäche werden in ihrem Laufe gehemmt, stauen sich und bilden fortan tiefe Seen inmitten der Trümmer; andere Bergströme werden aus ihrem jahrtausendealten Bette geworfen und in ganz neue Bahnen gezwungen.

Hundertundzwanzig Hütten werden von den stürzenden Felsen begraben, dazu wieviel Menschen und Vieh! Alles in wenigen Augenblicken. Weit über hundert Kühe werden futterlos; ihre Weide, die ihnen bisher an den Abhängen des Berges erblühte, ist nicht mehr. Einzig die Bewohner einiger Dörfer im Tal haben einen kleinen Gewinn von dem schrecklichen Ereignis: zu einer gewissen Zeit des Jahres geht ihnen seitdem die Sonne wenige Minuten früher auf, weil ihr die eine Ecke der vormalig vierspitzigen Pyramide der Diablerets nicht mehr im Wege steht.

Im übrigen aber — wer beschreibt das Unheil und die Verwüstung, die der Sturz des Gewaltigen von seinem Throne zur Folge hatte? Kann es wunder nehmen, daß die abergläubischen Umwohner wähten, der Teufel, nach dem der Berg benannt, die Hölle und alle bösen Geister seien los, daß sie erschreckt mit allen Glocken läuteten und in die Kirchen flüchteten?

Das Trümmerfeld, zwanzig bis fünfzig Meter tief, bedeckt eine Fläche von zwei Kilometer ins Geviert, und noch heute kann man nicht ohne Schauer darüberhin gehen.

Aber mitten unter all den Schrecknissen jenes Tages ereignete sich etwas Wunderbares, eine liebliche Geschichte, die die alte Chronik unter der Menge des Furchtbaren mitverzeichnet hat.

Unter der Zahl der Opfer des Berges befand sich auch ein frommer Senn aus dem Dorfe Aben auf der Walliser Seite, der in der verhängnisvollen Stunde oben auf der Alp weilte. Seine Kinder wurden für Waisen erklärt. Sein Weib legte Witwenkleider an. Der Priester las Messen für seine arme Seele. Ein hoher Trüm-

merberg wölbte sich als ein ungeheurer Leichenstein über dem Ort, da George Oders Sennhütte gestanden ...

Drei Monate verstrichen. Weihnachten nahte, schon schrieb man den 23. Dezember. Die Bewohner von Aben waren in Zurüstungen auf das Fest begriffen. Wer schleicht und schwankt dort die Hauptstraße herab? bleich, entstellt, abgemagert, zerrissen, mit wildem, struppigem Haar und Bart, in wenigen schmutzigen Lumpen — ist's ein Gespenst? Das Gebein schlottert in der Winterkälte, die Haut legt sich in groben Falten um die hervortretenden Knochen, die Augen schauen aus den Höhlen wie die eines Toten, und kaum kann die Gestalt sich aufrecht erhalten.

Wer ist's? Er kommt an sein Haus, sein eigen Haus, das er gebaut, in das er einst sein Weib geführt — aber sie schließt die Türe vor ihm zu, die Kinder fliehen erschreckt, das ganze Dorf entsetzt sich vor seiner Erscheinung; nirgends Einlaß, nirgends Erbarmen; man läuft zum Priester, daß er den Geist banne und beschwöre. Endlich gelingt es dem Unglücklichen, die Leute zu überzeugen, daß er selber es sei, der totgeglaubte Sennhirt und Vater, Georg Oder, lebendig. Nach und nach gibt er folgenden merkwürdigen Bericht seiner Erlebnisse:

Im Augenblick des furchtbaren Ereignisses befand er sich gerade in der Kammer zum Gebet, droben in seiner Sennhütte, die am Fuße eines steilen Felsens lehnte. Da fällt mit Gedröhne einer der ersten in der Höhe losgebrochenen mächtigen Felsblöcke herab und stellt sich unmittelbar neben der Hütte auf, so daß er mit dem Felsen hinter ihr einen schützenden Winkel für sie bildete. Gleich darauf erhebt sich ein über alle Maßen erschreckliches Getöse über dem Haupte des armen Hirten, die Bergmassen rol-

len, stürzen, schießen daher, sie häufen sich rings am schützenden Felsen und hoch darüber ... Die Hütte liegt begraben und doch nicht zermalmt ... darinnen dichteste Finsternis.

„In dieser Lage“, erzählte der Hirt, „empfand ich nicht die geringste Furcht, ich verlor nicht den Mut, ich machte mich ohne Verzug daran, einen Ausweg zu bahnen, und arbeitete hinfort ohne Ermüden an diesem Werke. Einige Käsefladen, die sich in meiner Kammer befanden, boten mir Nahrung; ein Wasserfaden, der von oben herabrann, stillte meinen Durst; und nach vielen Tagen — zählen konnte ich sie nicht in der langen Nacht dieses unterirdischen Gefängnisses — fand ich eine Öffnung, indem ich zwischen den Trümmern emporkletterte. Ich sah das Tageslicht wieder, wenn ich es auch nicht sobald wieder extragen konnte; und der Höchste, welcher mir niemals die Hoffnung erlöschen ließ, und auf welchen ich die ganze Zeit über fest vertraute, er führt mich jetzt in die Mitte der Meinen zurück, daß ich fortan ein Zeuge und Beweis seiner wunderbaren Hilfe sei.“

Man stelle sich die Lage des unter klastertiefen Felsmassen Begrabenen vor, die langen finsternen Stunden in den Tiefen des Berges, ohne Wechsel von Tag und Nacht, ohne Zeitmaß überhaupt, in völliger Abgeschlossenheit, in schaurigster Stille! Die Ewigkeit schien angebrochen, er befand sich bereits in seinem Grabe, nie würde er die Sonne wieder sehen! Und dennoch durfte er noch einmal ans Licht kommen.

Das gab ein herrlich Weihnachten vor mehr als zweihundert Jahren! Frau Oder legte ihre Witwenkleider ab und zog ihre schmucke Festtracht an. Die Kinder waren keine Waisen mehr. Das ganze Dorf feierte mit. Und der Schmergeprüfte selber kam bald wieder zu Kräften und lebte noch manches Jahr. J. N.

Die Revolution des Stoffs.

Von Dr. Heinz Walters.

„Revolution des Stoffs“: wir meinen damit die seltsame Tatsache, daß es heute kaum mehr irgend einen Stoff von größerer praktischer Bedeutung gibt — sei es nun die Kohle, das Holz, das Glas, oder was immer —, in dessen Herstellung, Verarbeitung und Verwendung sich nicht in der letzten Zeit ein grundsätzlicher Wandel vollzogen hätte. Unseren Großeltern wäre der Gedanke geradezu paradox erschienen, daß man eines Tages aus ganz gewöhnlichem

Holz Zucker, aus Kohle Benzin oder aus Baumwolle künstliche Seide machen würde, und man hätte ihnen erzählt, daß unsere Autos unzerbrechliches Glas, nicht rostendes Eisen, Leder aus Zellstoff haben würden und daß man den Betriebsstoff für den Motor sowohl aus Kohle als auch aus Zucker herstellen könnte, so hätten sie solche Prophezeiung sicherlich für einen Aprilscherz gehalten.

Aber die moderne Technik nimmt keine Rück-